

Los ging es mit „niedrigen Diensten“, die er für die Großen verrichten musste, wie Müll runterbringen und Toiletten putzen. Aber dabei blieb es nicht lange. Größtenteils hat Uwe Trentsch an seine Zeit im Kinderheim in der DDR heute nur verschwommene Erinnerungen: Auf Fotos erkennt er nicht einmal mehr den Speisesaal oder andere Räumlichkeiten. Er weiß auch nicht mehr, ob er Freunde hatte. „Alles ist weg“, sagt er. Nur an die Erniedrigungen und den jahrelangen Missbrauch kann er sich noch in allen Einzelheiten erinnern. Jeden Abend, wenn die Türen des Wohnbereichs verriegelt wurden, war Uwe Trentsch seinen Mitbewohnern und ihren sexuellen Wünschen schutzlos ausgeliefert.

Auf seinem rechten Unterarm hat er sich die Worte „Behind closed doors“ eintätowiert, um den Scharren, die seine Seele hinter verschlossenen Türen abbekommen hat, auch eine sichtbare Entsprechung zu geben. Der heute 46-Jährige ist einer von geschätzten 495.000 Minderjährigen, die zwischen 1949 und 1990 längerfristig, häufig viele Jahre, in DDR-Kinderheimen untergebracht waren. Es waren Kinder von Eltern, denen die Erziehungsfähigkeit abgesprochen wurde, etwa, weil sie ihre Kinder vernachlässigten – Uwe Trentschs Vater und Mutter waren beide alkoholkrank –, aber auch aus politischen Gründen. Die Heime unterstanden dem Ministerium für Volksbildung und verstanden sich explizit auch als „Umerziehungseinrichtungen“.

Mit Erziehung hatte das Heimleben aber kaum etwas zu tun. Die wenigsten Mitarbeiter hatten eine pädagogische Ausbildung. Obwohl körperliche Gewalt verboten war, wurde sie praktiziert. Die Kinder wurden von den Bediensteten getreten, mit Händen, Fäusten oder Gegenständen geschlagen, und die Arme wurden ihnen umgedreht. Beliebte war es auch, einen schweren Schlüsselbund wahllos nach ihnen zu werfen.

Gesprochen wurde weder über die körperliche und seelische Gewalt noch über den sexuellen Missbrauch, dem Heimkinder ebenfalls ausgesetzt waren. Kontrolle von außen: Fehlanzeige. „Die Erziehungsinstitutionen der DDR wurden nahezu gänzlich sich selbst überlassen“, heißt es in einer Fallstudie der vom Bundesfamilienministerium eingesetzten Unabhängigen Kommission zur Aufarbeitung sexuellen Kindesmissbrauchs. Letzteren verübten Erzieher, Heimleiter oder Geistliche. Gefahr drohte aber auch von den anderen Heimkindern.

Opfer waren oft die Kleinen und Schwachen, die sich nicht wehren konnten. Uwe Trentsch war neun, als er ohne jede Erklärung ins Spezialkinderheim Maxim Gorki für schwer erziehbare Kinder- und Jugendliche im sächsischen Weißwasser verlegt wurde. Schon äußerlich glich die von einem hohen Zaun umgebene Anlage eher einem Gefängnis als einem Zuhause. Weil das Heim auch über eine eigene Schule verfügte, gab es praktisch keine Kontakte zur Außenwelt. Bezeichnenderweise sprechen ehemalige Bewohner und Mitarbeiter von „Insassen“. Etwa 200 verhaltensauffällige oder kriminelle Heimkinder lebten damals dort. Das Zimmer teilte sich der schüchterne Grundschüler mit sieben Jugendlichen zwischen 14 und 18 Jahren und fühlte sich komplett verloren.

Es lief meistens nach demselben Schema ab. Einer machte den Anfang, am Ende war das ganze Zimmer beteiligt. „Bestimmt haben einige nur mitgemacht, um selbst verschont zu bleiben“, glaubt Trentsch. Und er glaubt auch, dass einige seiner Peiniger ihrerseits Opfer sexuellen Missbrauchs waren. Trentsch war mit seinem Leid nicht alleine. Der Intimsphäre der Kinder wurde schon hinsichtlich der räumlichen Ausstattung und der Arbeitsabläufe keine Beachtung geschenkt. Ehemalige berichten von gemeinsamen Toilettengängen vor den Erziehern und dem Anfassen der Genitalien bei sogenannten „Saubereitskontrollen“.

Die Erfahrungen in DDR-Kinderheimen werden derzeit im Rahmen des interdisziplinären Forschungsprojektes „Testimony“ untersucht, an dem sich Psychologen, Sozialarbeiter, Mediziner und Historiker der Universität Leipzig, der Medical School Berlin, der Universität Düsseldorf und der Alice-Salomon-Hochschule Berlin (ASH) beteiligen. Forschungsschwerpunkt der Professorin für Klinische Psychologie und Sozialarbeit der ASH Silke Birgitta Gahleitner ist die sexuelle Gewalt in den Heimen. Wie viele Missbrauchsopfer es tatsächlich gab, will sie noch herausfinden. Frühere Untersuchungen hätten ergeben, dass etwa ein Viertel der Kinder und Jugendlichen in DDR-Heimen betroffen waren.

In der DDR war dies ein Tabuthema. „So etwas“ hatte in der sozialistischen Gesellschaft keinen Platz. Und so schien auch niemand etwas von den Vorkommnissen in Uwe Trentschs Zimmer mitzubekommen, auch wenn das schwer vorstellbar erscheint.



„Du kannst da rauskommen!“: Uwe Trentsch engagiert sich heute mit seinem Verein „Nino e. V.“ gegen sexualisierte Gewalt und leitet drei Selbsthilfgruppen.

FOTOSTUDIO GALLAS

Hinter verschlossenen Türen

Eine halbe Million Kinder in der DDR sind in Einrichtungen zur „Umerziehung“ untergebracht worden, viele waren körperlicher und sexueller Gewalt ausgesetzt. Erst jetzt wird ihre Geschichte aufgearbeitet

DANIELA NOACK

Anzeichen gab es genug. Immer wieder hatte Trentsch Blessuren. Die Mitbewohner schlugen ihm auch Zähne aus. „Aber dafür interessierte sich niemand“, sagt er.

Wie hält ein Kind das so viele Jahre aus? „Irgendwann gehört der Missbrauch zum Leben dazu. Wird zum Alltag“, sagt Trentsch. Einzige Lichtgestalt in all den Jahren war der Biologielehrer. In dessen Briefmarken AG verbrachte er so viel Zeit wie möglich, um nicht zurück zu seinen Peinigern zu müssen. Rückwirkend fragt er sich, ob er sich vielleicht an den Lehrer hätte wenden können.

Betroffene leiden lebenslang unter den Folgen der Heimerziehung. Seelisch, gesundheitlich, wirtschaftlich.

Doch wie hätte dieser reagiert? Wer waren eigentlich die ehemaligen Mitarbeiter, die Erzieher, Ärzte und Lehrer, die so blind dem Leid der Kinder gegenüber schienen? Mit dieser Frage beschäftigt sich Felicitas Söhner von der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf ebenfalls im Rahmen des

Projektes „Testimony“. Sie hat mit Zeitzeugen gesprochen, die zwischen 1956 und 1992 in DDR-Kinderheimen als Psychologen, Mediziner oder Pädagogen tätig waren. Einzelheiten möchte sie von der noch nicht abgeschlossenen Untersuchung derzeit nicht preisgeben. In den Gesprächen habe sich aber herauskristallisiert, „dass die Heime ein komplexes Zwangssystem waren, in dem diverse Formen der Gewalt zur Anwendung kamen“.

Nach der Wiedervereinigung wurden viele Einrichtungen aufgelöst. Quasi von heute auf morgen erfuhr Uwe Trentsch, dass er zu den Eltern zurücksollte, zu denen er kaum noch einen Bezug hatte. Der damals 15-Jährige machte seinen Schulabschluss, dann suchte er das Weite. Er wollte „mit nichts mehr zu tun haben, was Regeln oder Hierarchien hatte“, und landete in Berlin in der linksradikalen Szene. Lebte mit Irokesenhaarschnitt in besetzten Häusern und lieferte sich Straßenschlachten mit der Polizei bei den berüchtigten Chaosstagen, zu denen Punks aus ganz Deutschland anreisten. Seinen Lebensunterhalt verdiente er sich mit Betteln an Touristenhotspots, am Kudamm oder am Alex.

Was ihn damals vielleicht davor bewahrt hat, noch tiefer abzustürzen: „Ich habe mein Lebtag keinen Alkohol getrunken, nie geraucht oder Drogen genommen.“ Das musste er seiner ersten Freundin, ebenfalls Kind einer Trinkerfamilie, versprechen, die

später in einer besonders makabren Volte des Schicksals von einem betrunkenen Autofahrer totgefahren wurde. Trentsch machte inzwischen schon eine Ausbildung als Koch und hatte eine neue Methode gefunden, seinen Schmerz nicht zu spüren und die Vergangenheit zu vergessen: Er betäubte sich mit Arbeit, schuftete bis zur Erschöpfung, 16 Stunden am Tag, sieben Tage die Woche.

Es folgten zwei Ehen und drei Kinder. Er nahm jedes Mal Reißaus aus der Familie, aus Angst vor Nähe und aus Angst vor sich selbst, davor, „dass den Kindern etwas passieren könnte“, wie er sagt. Lange war er besessen von dem Gedanken, er könnte seinen Kindern etwas antun, bis ihm bewusst wurde: „Nicht jeder Täter ist ein Opfer, und schon gar nicht wird jedes Opfer zum Täter.“

Irgendwann funktionierte das Weglaufen nicht mehr. Zwei Wochen ging er jeden Tag auf dieselbe Brücke und wollte springen. Dann entschied er sich doch für die Therapie. Eine Gruppentherapie mit Männern und Frauen. Heute ist Trentsch, der lange Angst hatte, sich vor anderen als Opfer sexuellen Missbrauchs zu outen, froh, es getan zu haben. Er hat viel gelernt, und das Wichtigste: In der Gruppe durfte er trotz oder gerade wegen seiner Geschichte er selbst sein und musste sich nicht mehr verstellen.

Leiden Männer, die sexuellen Missbrauch erlebt haben, eigentlich anders als Frauen? Trentsch: „Sie reden weniger darüber und versuchen, alles mit sich selbst

auszumachen. Manche haben auch Angst, für schwul gehalten zu werden.“ Viele könnten keine Schwäche zugeben. Allzu oft hörte er selbst von seinesgleichen den Kommentar: Mir wäre das nicht passiert! Trentsch hält das für eine Illusion. Statt sich auch noch dafür schuldig zu fühlen, dass er als Kind seinen Peinigern hilflos ausgeliefert war, versucht er lieber, mit Männern ins Gespräch zu gehen und „erhobenen Hauptes zu seinen Schwächen und Ängsten zu stehen“. Dann komme auch unglaublich viel zurück.

Schritt für Schritt musste er das lernen. Noch vor sechs, sieben Jahren hielt er es nicht aus, alleine mit Männern in einem Raum zu sein. Mehr zu sich zu stehen, dabei half ihm ausgerechnet ein Motorradclub. Beim Verein B.A.C.A. (Bikers against child abuse), der sich gegen sexuellen Missbrauch von Kindern engagiert, brachte er mit seiner Geschichte die harten Kerle in Lederluft zum Weinen. Ihr Zuspruch tat ihm unendlich gut, sagt er.

Was ihm widerfahren ist, ist inzwischen auch seine Stärke. Er ist als Schulungsleiter im Bereich sexualisierte Gewalt in der Katholischen Kirche unterwegs, berät Betroffene und deren Angehörige. Darüber hinaus engagiert er sich ehrenamtlich mit seinem Verein „Nino e. V.“ gegen sexualisierte Gewalt und leitet drei Selbsthilfgruppen. Er möchte weitergeben, was er gelernt hat. Seine Botschaft: „Du kannst da rauskommen!“

Doch viele Betroffene leiden ein Leben lang unter den Folgen der Heimerziehung. Seelisch, gesundheitlich, auch wirtschaftlich. Das gilt übrigens auch für ehemalige Heimkinder aus Westdeutschland. Mit dem Unterschied, dass Kinder im Westen nicht aus politischen Gründen ins Heim kamen.

Weil viele durch die psychische Belastung später arbeitsunfähig wurden und in prekären Verhältnissen lebten, wurden in den west- und ostdeutschen Bundesländern sogenannte Anlauf- und Beratungsstellen eingerichtet, die Betroffene unter anderem beim Zugang zu finanziellen Hilfen und Rentenersatzleistungen unterstützen sollten. Ein spezieller Fonds wurde bereitgestellt. Für viele auch eine Anerkennung ihres Leids. Uwe Trentsch hat von dem 40 Millionen schweren Fonds „Heimerziehung in der DDR in den Jahren 1949 bis 1990“ wie so viele allerdings erst erfahren, als es zu spät war. Er hätte den Antrag bis September 2014 stellen müssen. Betroffene beklagen außerdem „demütigende, verhöhnliche Gespräche“, denen sie sich hätten unterziehen müssen, um eine Entschädigungszahlung zu erhalten. Etliche Betroffene fordern eine Wiederaufnahme des Fonds.

Uwe Trentsch hat sein Leben auch so gemeistert. Hauptberuflich arbeitet er heute in einem Krankenhaus als Pförtner und Telefonist. Er ist ins Baden-Württembergische Leonberg gezogen, um seinen Kindern näher zu sein, und hat gute Freunde, bei denen er einfach so sein kann, wie er ist. Seine heutige Sicht aufs Leben resümiert er mit den Worten von Aldous Huxley: „Erfahrung ist nicht das, was einem zustößt. Erfahrung ist das, was man aus dem macht, was einem zustößt.“